Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Albtalbote. 1936-1943
1937

11 (1.8.1937) Deutsche Heimat

Visual Library

Deutsche Heimat

Halbmonatsblätter des „Albtalboten“ Ettlinger Heimatzeitung

1. Jahrgang — 1. August 1937 — Nr. 11

Die ersten Gäste

Erzählung von Herbert Reinhold.

Stefan sah Maria zum ersten Male, als er gleich ihr in Bergen dem Zug entstieg, und der Zufall wollte es, daß sie ein wenig später den gleichen Weg zur Höhe des Ruhard hatten. Oben auf der Plattform des Turmes standen sie dann nebeneinander, schauten über das weite, wellige Rügensche Land und wechselten angesichts der strahlenden Schönheit des Frühlingstages einige Sätze. Angeregt plaudernd kehrten sie nach dem Städtchen zurück und nahmen wie alte Bekannte ein gemeinsames Mittagsmahl ein.

Es stellte sich heraus, daß Maria von Berlin kam und nach Sellin reiste, wo sie sich in einer Pension nahe dem Strande eingemietet hatte, während Stefan, der Münchner, in Göhren angemeldet war. Beide lobten sie beredt die Orte ihrer Wahl, Maria fand den Selliner Strand sandiger und ausgedehnter als den in Göhren, wogegen Stefan den nur in Göhren möglichen Ausblick auf die weite See pries. Lachend wurden sie sich darin einig, daß sie sich öfter treffen wollten, auf halbem Wege, daß sie gemeinsam das Land erwandern und die See erleben müßten.

Am späten Nachmittag fuhren sie im Autobus auf gewundener Straße nach den Badeorten. Stefan half Maria aus dem Wagen, reichte ihr die Koffer und Köfferchen, winkte und sah ihr lange nach, wie sie einen Dienstmann rief und auf ihren schlanken Beinen davonschritt. Gar zu gern wäre er gleich in Sellin abgestiegen, aber er durfte es nicht, denn er war nicht irgendwer, der es sich leisten konnte, den Ort seiner Ferientage frei zu wählen. Nach Sellin war er engagiert, und von Göhren aus gedachte er den Bezirk seiner künftigen Tätigkeit kennenzulernen und zugleich auf seine Art eine Zeitlang den ungebundenen Herrn zu spielen. Vierzehn Tage, die Zeit bis zum Beginn der Saison, standen ihm zur Verfügung, und er hatte beschlossen, sie zu nützen und auszukosten.

Als er dann abends allein in der geräumigen Gaststube seines Hotels saß und feststellte, daß er wohl der erste Gast im Jahre war, freute es ihn besonders, Maria kennengelernt zu haben. Es war unten am Strand gewesen, keine Menschenseele war da zu sehen, die Buden waren noch verschlossen, kein Strandkorb stand herum, und das schmale Sandbad lag glattgewaschen. Er seufzte, las einige Zeitungen und Zeitschriften und legte sich zeitig schlafen.

Anderntags wartete Stefan halbwegs zwischen Göhren und Sellin zwei Stunden geduldig, bis Maria daherkam. Sie war lustig gekleidet, ganz modisch und reizend anzusehen, und sie begrüßte ihn lebhaft und schlug vor, vom Strandweg durch den Wald über das Forsthaus Mönchsgut nach dem Bodden zu wandern. So marschierten sie in den Tag hinein und fragten sich dabei aus. Ihre Stimme klang hell, oft lachte sie, aber wenn er andeutete, sie möge doch die Abende mit ihm in Göhren verbringen, schwieg sie und war verwundert, daß er es strikt ablehnte, seinerseits mit ihr die Abende in Sellin zu verleben. Trotzdem fragte sie ihn über Göhren aus, jede Kleinigkeit war ihr wichtig, genau so, wie ihn jede Einzelheit über Sellin interessierte. „Wer weiß, wann man wieder einmal die Gelegenheit hat, Rügen kennenzulernen“, sagte sie und schritt ihm voraus. „Immer möchte ich sie um mich haben“, dachte er und holte aus, daß er neben sie kam.

Die Stille am Bodden war eine andere, als die am Strand gegen die offene See. Stefan und Maria fanden sie natürlicher, köstlicher, nicht schlafend und nur wartend, bis eine sonnen- und wasserhungrige Menge kam und laute Lebendigkeit brachte. In Alt-Reddevitz ließen sie sich im Boot über die Having setzen, dann wanderten sie jenseits über einen hügeligen Rücken und standen im Frühdunkel des Spätnachmittags auf der Höhe eines Peerds und träumten aneinandergelehnt über die wellige See in die Zukunft.

Der Abschied auf der Göhren-Selliner-Straße spät nachts war heiß und voller Versprechungen. „Lieber“, sagte Maria, „Liebste“, flüsterte Stefan. Aber sie küßten sich nicht.

Die nächsten Tage waren Stunden im Sichfinden. Ob sie nun nach Putbus oder Thießow marschierten, ob sie lange in einer abseitigen Wirtschaft beieinander saßen, immer war in ihnen ein heißes Wünschen und Wollen, das aber eben nur Wünschen und Wollen blieb, weil sie sich ängstlich voreinander versteckten. Stefan fühlte, daß Maria etwas in sich herumtrug, von dem zu sprechen sie sich scheute. Maria wiederum ahnte, daß er ihr etwas verbarg. Oft waren sie beide drauf und dran, sich alles zu sagen, aber schon hatten sie sich derart in ein törichtes Verschweigen verstrickt, daß sie ohne Gefahr für ihr Zusammensein nicht sprechen durften.

Eine Woche kannten sie sich nun, als sie, von einer lustigen Fahrt mit dem Sonderdampfer nach Kopenhagen zurückgekehrt, übereinkamen, nach Reddevitz überzusiedeln. Merkwürdigerweise brachten sie beide nur kleines Gepäck mit, aber in ihrer Verliebtheit fiel das keinem auf. Die Tage in dem kleinen Fischerdorf waren wie schöne Träume. Daß es oft regnete, merkten sie kaum. Ihnen genügte es, Hand in Hand auf der Veranda zu sitzen und auf die Having zu sehen.

Je näher der Tag der Abreise kam, desto unruhiger wurden sie beide. Sechs Tage hatten sie in steter Gemeinschaft verlebt, nun aber, am siebenten, trennten sie sich unter dem nichtigen Vorwand, einige ganz private Besorgungen machen zu müssen. Stefan wanderte nach Göhren, Maria nach Sellin, und als sie sich am Abend wieder trafen, erwies es sich, daß sie einander Geschenke, Erinnerungen, mitgebracht hatten. „Wann fahren wir morgen?“, fragte Stefan und nahm unruhig ihre Hände. Maria entzog sich ihm. „Morgen fahren wir . . .“ flüsterte sie verloren und sah an ihm vorbei. Plötzlich fiel sie ihm um den Hals und weinte.

Noch in dieser Nacht brachte ein Bote Stefan eine Depesche. „Ich muß in aller Frühe abreisen“, sagte er und bewies, daß er von Greifswald verlangt wurde. „Nun müssen wir getrennt fahren“, antwortete Maria tiefsinnig und seufzte befreit.

Sie saßen lange beieinander, und als sie sich am frühen Morgen trennten, schwuren sie sich Treue und Liebe. „Schreibe! Schreibe oft!“, bat Maria, und Stefan versprach. Dann gingen sie eigene Wege, sie ging über taunasse Wiesen nach Sellin, er auf sandigen Wegen in der Richtung nach Thießow. Sie wollte mit der Bahn über Putbus—Stralsund heimfahren, er mit dem Schiff über den Bodden nach Greifswald. Sie winkten sich und riefen, riefen, bis sie Hügel verschluckten.

Noch nicht vierzehn Tage später begab es sich, daß Stefan, der Oberkellner des Strandhotels zu Sellin, dienstlich in Göhren zu tun hatte. Wie er da so die Hauptstraße hinunterlief, sah er eine Gestalt in das Postamt verschwinden und er rieb sich die Augen, denn er glaubte, Maria gesehen zu haben. Wie konnte Maria in Göhren sein? Vorgestern erst hatte sie ihm von Berlin geschrieben, und seine Briefe erhielt sie stets unter ihrer Berliner Anschrift. Zornig lachte er vor sich hin: die Situation war denkbar komisch, er schrieb Maria von München nach Berlin und war in Sellin; sie schrieb von Berlin nach München und tauchte hier in Göhren auf! Was war nun Lüge, was törichtes Verstecken? Wie weit gingen die Verstrickungen?

Im Postamt wartete er versteckt. Richtig, das war unfehlbar Maria, die da aus dem Schalterraum trat. Er ließ sie vorbeigehen, ging dann an den Postschalter und fragte, ob hier Briefe für Fräulein Maria B. lagerten. „Ja“, sagte der Beamte. „Wenn Sie das Zimmermädchen aus der „Krone“ meinen.“ Stefan dankte und verließ in Gedanken versunken das Postamt.

Einen Tag später erhielt Maria einen Brief von ihm, worin er sagte, daß er das Schreiben von nun ab für überflüssig halte, da sie sich besser treffen könnten. Er verschwieg ihr nicht, wer und wo er war und bat sie, raschestens nach Sellin zu kommen. Sie las das Schreiben, ein-, zweimal, dann dachte sie nach, schüttelte den Kopf und war im Nu auf sich und die ganze Welt wütend. „So ein Schwindler“, sagte sie und meinte Stefan. „Nichts, gar nicht mehr will ich von ihm wissen!“

Immerhin geschieht es dennoch, daß einige Frühaufsteher halbwegs zwischen Göhren und Sellin fast jeden Morgen zwei junge Menschen sich am Strand tummeln sehen, und wer genau hinhörte, erfuhr, daß sie Maria, er Stefan heißen.

Holzschnitt von Karl Fricker (Deike M).

Schäfer's Sonntagslied

Das ist der Tag des Herrn.
Ich bin allein auf weiter Flur;
Noch eine Morgenglocke nur,
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie ich hier.
O süßes Grau'n! geheimes Wehn,
Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn.

Ludwig Uhland

Die Fahrt in's Blaue!

Skizze von A. Espey

Michael Obentraut liebt Ueberraschungen, denn im Grunde seines Herzens ist er romantisch veranlagt. Darum sitzt auch der Michel nach Feierabend so gerne auf der Bank vor seinem kleinen Häusel, bläst blaue Ringe aus seiner Tabakspfeife in die Luft und schaut den Wolken nach. Er beneidet diese stillen Wanderer ins ewig Ungewisse.

Hat der Michel einen Juchzer getan, als er im Blatt gelesen hat, daß am Sonntag von der Kreisstadt aus morgens in aller Herrgottsfrühe ein Zug abfährt, dessen Fahrgäste nicht wissen, wohin es geht! Soll eine richtige Fahrt ins Blaue, eine ausgemachte Ueberraschung werden!

Das, samt allen beigefügten Erklärungen lesen und einen Entschluß fassen, ist eins.

Am Samstag also fährt der Michel Obentraut, mit allem Nötigen versehen, fast einen halben Tag lang in die Kreisstadt, kauft sich die Karte, sucht sich Unterkunft in einem Gasthaus, kann aber vor Aufregung und Erwartung nicht schlafen und ist schon lange vor Abfahrt des Zuges am Bahnhof.

Der Zug ist bis auf den letzten Platz besetzt, doch Michel erwischt einen wunderbaren Eckplatz mit ungehemmter Sicht in die Landschaft oder auf das gegenübersitzende junge Mädchen — ganz nach Belieben.

Aber Michel beachtet weder sein Gegenüber, das ihn dafür um so aufmerksamer beobachtet, noch läßt er die Blicke hinausschweifen in die Schönheiten der Welt. Michel Obentraut schläft. Einmal muß er das nachholen, was er in der Nacht versäumt hat, und zum andern will er alles vermeiden, was das Ziel der Reise vorzeitig verraten könnte. Restlos überrascht will er sein. Macht er schon einmal entgegen aller Gewohnheit eine Reise und noch dazu eine solche, dann solls sich auch lohnen!

Na, und das lohnt sich auch wirklich. Denn als der Michel noch eine ganze Weile vom blauen Wunder geträumt und sein hübsches Gegenüber den „armen, überarbeiteten Kerl" innerlich bedauert hat, weckt ihn der Schaffner mit Donnerruf: „Spechtshausen, alles aussteigen!"

Spechtshausen, dieser idyllische Ort also war die Ueberraschung — und Spechtshausen, das ist obendrein der Wohnort Michels, von dem er am Abend vorher abgefahren ist, um eine Ueberraschung zu erleben! — — —

Michel steht da, wie vom Donner gerührt. Von der Ueberraschung kann er sich eine ganze Weile nicht erholen. Wie er noch überlegt, ob er lachen oder schimpfen soll, ob für ihn die Geschichte nun aus ist oder nicht, kommt schon die zweite Ueberraschung. Er ist nämlich mit einem Male gar nicht mehr der gebürtige Spechtshausener, er ist plötzlich ein Fremder unter all den anderen Fremden, hört wie sie Dinge schön und beglückend finden, die er schon lange achtlos beiseite liegen ließ, weil die Gewohnheit sie ihm abgestumpft hatte — und sieht nun alles in einem ganz anderen Licht. Immer wieder entdeckt er Kostbarkeiten, die er zwar täglich gesehen, aber nie als solche empfunden hat, immer wieder offenbart sich ihm ein neues Stück Heimat. Michel denkt nicht mehr an die Wolken, die ins Ungewisse und Wolkenlose ziehen. Michel wandelt mit einem Male festen Schrittes über das seinem Leben zugewiesene Stückchen Vaterland und ist gar nicht überrascht, als das junge Mädchen aus der Eisenbahn plötzlich neben ihm her geht und ehrlichsten Herzens den Wunsch laut werden läßt: „Hier möchte ich immer wohnen!"

Das neue Gebäude für eine Dienststelle der Reichskanzlei in Berchtesgaden.
Weltbild (M).

Da lächelt der Michel Obentraut ganz leise und denkt an sein Häuslein, das ihm eine ältere Schwester betreut, und an seinen Werkmeisterposten oben im Steinbruch, denkt nimmer an die Schönheit der Landschaft, sondern sucht einzudringen in eine Menschenseele — und was er da findet, das muß wohl so recht nach seinem Sinn gewesen sein. Viel zu schnell kommt die Zeit für die Rückfahrt des Zuges, und als die beiden, der Michel Obentraut und Rosemarie Stromberg, wieder vor dem Bahnhof stehen, und die Rosemarie fast traurig meint: „Schade, daß wir uns wohl nie wieder hier sehen werden", kommt für Rosemarie erst die Ueberraschung des Tages, da Michel sie mit ihrer Mutter zum nächsten Sonntag in sein bescheidenes Heim einlädt, ihr kurz die Geschichte seiner Fahrt ins Blaue berichtet und treuherzig meint: „Siehst du, nun haben wir beide unsere Fahrt in das Wunder gemacht, die Fahrt in die Ungewißheit. Es war unsere erste, aber auch unsere letzte Reise ins Blaue hinein. Wo es jetzt hingeht, das wissen wir beide, du und ich. Wir kennen unser Ziel. Komm gut heim — und auf Wiedersehen in Spechtshausen!"

Und am Abend sitzt der Michel Obentraut wieder auf der Bank vor seinem Häusel. Wo am Tag die Wolken zogen, da stehen jetzt die Sterne im dunklen Blau und er fühlt, daß es ja in Wirklichkeit gar keine Fahrt ins Blaue hinein gibt, sondern nur einen Weg zur Erfüllung.

Meine Erde

Erde, wenn ich auf gepflügtem Acker
Deine Rinde mit den Händen fasse,
Sonnenfrühe, wenn ich Deine Winde
Atmend in die Brust einströmen lasse;
Mutterland, wenn ich den Duft der Reife
Und das Rauschen deiner Nacht empfange,
Weib, wenn ich von deiner Seele nehme
Und nach ew'ger Reih' aus dir verlange —
Oh, was gäb es seliger in der Ferne
Als die Welt, die, groß in ihrer Enge,
Meine Sinne mütterlich umfängt
Und mich küßt, wenn ich mich an sie dränge.

Hans Friedrich Blunck.

Die endgültige Entscheidung

Eine Heiratsgeschichte von A. Neß.

Der zweitgeborene Sohn des englischen Staatsmannes und Schriftstellers, des Herzogs von Argyll, wollte sich mit Lady X. verloben und bat seinen Vater um Zustimmung zu dieser Ehe. Der Vater hatte nichts einzuwenden, sprach aber: „Dieweil mein ältester Sohn, der Marquis of Lorne, eine Tochter der Königin unserer Monarchie geehlicht hat, gebührt fortan ihm die Ehre, Oberhaupt unserer Familie zu sein. Wende dich an ihn um seine Zustimmung, mein Sohn, und hast du sie erhalten, so wird dir die meinige nicht verweigert werden."

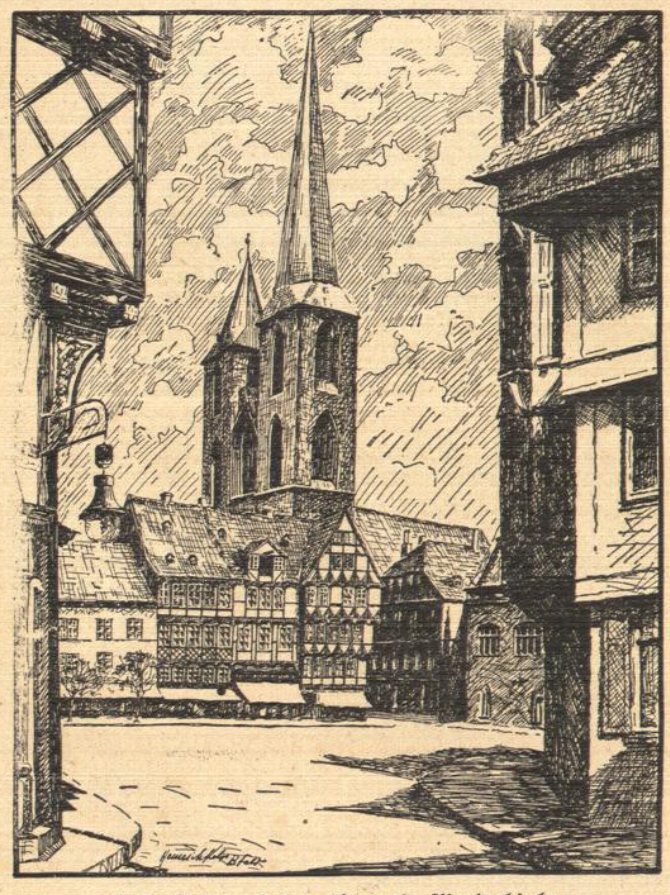
Der jüngere Bruder wandte sich darauf an den älteren, erhielt von ihm aber den folgenden Bescheid: „Dieweil ich die Ehre habe, Schwiegersohn der Königin zu sein, verlangen Sitte und Ehrfurcht, daß ich ihr dein Anliegen anheimstelle, damit sie entscheide. An sie will ich mich wenden."

Stehenden Fußes verfügte sich der Marquis of Lorne zur Königin und weihte sie in die Liebe seines Bruders ein. Aber es sprach die Monarchin: „Seit mir der Himmel den edlen Gatten geraubt, habe ich mir zum feststehenden Grundsatz gemacht, keinen Schritt in Angelegenheiten meines Hauses zu tun, ohne meinen Schwager, den Herzog von Koburg, zu Rate zu ziehen. An diesen will ich mich wenden."

Die Königin Victoria, die „Queen", deren vierte Tochter Luise die Gattin des Marquis of Lorne war, tat, wie sie versprochen. Aber statt der erwarteten Zustimmung erhielt sie von ihrem Schwager die Antwort: „Dieweil in Deutschland während der letzten Jahre bedeutsame politische Veränderungen vorgefallen sind, die Eurer Majestät, meiner geliebten Schwester, nicht unbekannt sein dürften, und dieweil wegen besagter Veränderungen der Schwerpunkt alles Seins und Werdens nach Berlin verlegt worden ist, erachte ich es für meine unabweisbare Pflicht, die bewußte Angelegenheit dem Kaiser Wilhelm I. vorzulegen, auf daß er darüber entscheide und nicht mir allein die Verantwortung bleibe."

Schnell fuhr der Herzog hierauf von Koburg noch Berlin, erbat eine Audienz beim Kaiser und weihte ihn in den Zweck seiner Reise ein. Der Kaiser aber antwortete nach kurzem Bedenken: „Was ich erkämpft und erreicht, liegt offen vor den Augen der Mitwelt, nicht aber der Zwiespalt, der gar oft mein eigenes Herz zerwühlt, und der Gedankenwiderspruch, der nicht selten im Kreise meiner Familie und im Rate meiner Minister herrscht. Das eine muß ich indessen ehrlich gestehen, daß von allen meinen Ratgebern Fürst Bismarck sich bisher als der scharfsinnigste und weiseste erwiesen hat. Wenden Sie sich in meinem Auftrage an ihn, damit er entscheide!"

So machte sich der Herzog auf den Weg zum Reichskanzler, ließ sich melden, wurde vorgelassen und las den Brief der Königin Victoria vor. Er gab auch die Worte des Kaisers wieder und erbat die endgültige Entscheidung des Fürsten Bismarck. Dem aber schien die Heiratsangelegenheit nicht so vieler Mühe wert zu sein. Kurz und bündig antwortete er: „Was bedarf es in diesem Falle einer Entscheidung? Was schert uns der Herzog von Argyll? Was schert uns sein Sohn? Lassen Sie den Jungen doch in des Teufels Namen heiraten, wenn er Lust hat!"



Halberstadt. Holzmarkt und Marienkirche.
Federzeichnung von Heinr. Kelp (Deike M).

Reiselied

Durch Feld und Buchenhallen,
Bald singend, bald fröhlich still,
Recht lustig sei vor allen,
Wer's Reisen wählen will!

Wenn's kaum im Osten glühte,
Die Welt noch still und weit,
Da weht recht durchs Gemüte
Die schöne Blütenzeit!

Die Lerch' als Morgenbote
Sich in die Lüfte schwingt,
Eine frische Reisenote
Durch Wald und Herz erklingt.

O Lust, vom Berg zu schauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen,
Tiefklaren Himmelsdom!

Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken so geschwind,
Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.

Die Wolken ziehn hernieder,
Das Vöglein senkt sich gleich;
Gedanken gehn und Lieder
Fort bis ins Himmelreich.

Josef Frh. v. Eichendorff.

Auf der Wanderung.
Holzschnitt von Bodo Zimmermann (Deike M.).

Im Banne der Heimat

Da rattern Züge durch die Landschaft. Aus den Abteilen spähen schönheitshungrige Augen. Wälder, Kornfelder, Wiesen mit weidendem Vieh, Hügelkämme, Berge. Gibt es ein Land auf der Welt, das schöner ist als unser deutsches?

Auf den Landstraßen fressen sich die Autos vorwärts, Kilometer, 50, 60, 70 Kilometer in der Stunde. Herrlich, so zu fahren auf deutscher Straße! Was zieht da alles an einem vorbei, was hält nicht alles Rast am Wegrande, — Wagen mit fremden Bezeichnungen und Nummern, amerikanische, englische, französische Wagen. Wir fangen Gesprächsfetzen auf. Ausländer fahren auf unseren deutschen Straßen, können nicht genug staunen über die Sauberkeit der Wege, die so trefflich gehalten, so glatt, so zuverlässig sind. Es reist sich gut in Deutschland, stellen sie fest. Und wenn wir sie in den Ortschaften und Stätten wiedertreffen, lesen wir Bewunderung in ihrem Blick. Es gibt so unendlich viel zu sehen, auf jeder Strecke, wohin wir uns auch wenden. Da sind Häuser mit zackigen und eckigen Giebeln, die spitz und hoch in den Himmel hineinragen, da sind Fachwerkbauten, in deren seltsamer Linienführung die Wissenden uralte Geheimnisse zu entdecken vermögen, da sind Brücken, die mit kühnem Schwung über stille, verträumte Flüsse führen, die leise gluckernd dahinströmen. Portale gibt es mit kunstvoller Steinmetzarbeit, Marktplätze mit Brunnen, in denen trauliche Wasser rauschen. Hölzerne Brunnen, steinerne Brunnen, teils klobig, wie unverwüstlich, teils zierlich und voll holdester Anmut, Stadtbrunnen mit schlanken Türmen und grünbemoosten Becken, kunstvoll geschmiedeten Ornamenten und geschnitzten Figuren. Echte Brunnen, die um des Wassers willen gebaut wurden, denn das Wasser war eine Gottesgabe. Besonders die süddeutschen Städte sind reich an entzückenden Brunnen, an denen wir uns nicht sattsehen können: Edle Brunnenfiguren sehen wir in Forchheim in Franken; in Külsheim können wir den ältesten Brunnen Deutschlands bewundern, der aus dem 15. Jahrhundert stammt und mit seinen mächtigen Brunnenbecken dasteht, als vermöchte er aller Vergänglichkeit zu trotzen. In bezaubernder Anmut hebt sich der Marktbrunnen zu Urach empor, prachtvolle Ornamentik sehen wir an den Brunnen in der altertümlichen Stadt Rothenburg, von der kein Besucher sprechen kann, ohne daß ihn eine romantische Begeisterung anrührt. Die Wehrgänge, die Altane, die Häuser, die Erker, — und dann der Ausblick über das liebliche Tal und die herrlichen Höhen . . . Auch Städte wie Hildesheim und Braunschweig rufen mit ihren Brunnen zur Einkehr, zum Verweilen.

Und die Tore! Alte Tore, die massige Wächter am Eingang zu der Stadt stehen, als Wahrzeichen und Mahnmal. Die Festungen sind geschleift, die Burgwälle freundlicheren Zwecken dienstbar gemacht, aber noch immer ragen die Tore wie Riesen aus machtvoller Vergangenheit auf. Und ergriffen wandern wir Menschen des 20. Jahrhunderts durch diese alten, winkligen Straßen und versuchen uns hineinzudenken in das Wesen ihrer einstigen Bewohner, aus deren Bauwerken so viel stille Harmonie, so viel gesättigte Schönheit zu uns spricht.

Wer in einem von uns wirklich ein Bedauern, daß wir nicht hinaus konnten über die Grenzen, daß unsere großen Reisepläne an dem kleinen Wort „Devisen" scheiterten? Ist nicht aus einem Mangel wieder einmal ein Gewinn und ein Reichtum geworden? Wer unter uns wußte ehedem um all diese Städte, die abseits der großen Straßen wie im Dornröschentraum liegen, Schätze der Kultur umschließend, von denen wir nichts ahnten? Es ist fast einerlei, wohin wir unsere Schritte lenken: es heißt nur die Augen aufmachen, und jede Reise kommt an ein beglückendes Ziel.

Unvergängliche Schönheit.
Blick auf einen der edelsten Zeugen deutschen Geistes, auf den Georgsbrunnen am Marktplatz in Rothenburg o. d. Tauber. (Weltbild.)

Unsere schönsten einheimischen Vögel

Prachtvögel wie die Kolibris sind in unseren Fluren nicht anzutreffen, aber auch bei uns gibt es genug Vögel mit schönem bunten Gefieder. Wohl der schönste unserer heimischen Vögel ist der leider immer seltener werdende Eisvogel, den Hermann Löns das „blaue Wunder", ein anderer Naturkundiger den „fliegenden Edelstein" genannt. Der Eisvogel glänzt in einem herrlich metallisch schimmernden Blaugrün. Zu dieser Hauptfarbe im Gefieder treten weiter hervor: Grünschwarz, Meerblau, Braunschwarz, Türkischblau und Zimtrot. Der Eisvogel siedelt sich am liebsten in nächster Nähe von kleinen Teichen, stillen Flüssen und Bächen an. In Gegenden, die ihm besonders zusagen, bleibt er auch im Winter bei uns. Der Eisvogel gehört mit zu den Tieren, die hoch ins Gebirge vordringen und sich dort niederlassen. Nur muß auch dort Gewässer sein.

Zu unseren schönsten Vögeln gehört weiter die gegen 32 Zentimeter große Blaurake, von unseren Landleuten meist Blaukrähe genannt. Kopf, Hals, Flügeldecken und Unterseite tragen ein feines, ins Grünlinche schimmernde Blau, außerdem glänzen noch Weiß, Dunkelblau, Schwarz und Zimtbraun aus dem Gefieder hervor. Die Blaurake kommt im April und zieht bereits im August wieder weg. Zur Familie der Falkenvögel gehört ebenfalls ein sehr schöner Vogel. Dies ist die Kornweihe oder der Blauhabicht. Im Gefieder der Kornweihe leuchten besonders Aschgrau, Schwarzgrau, Weiß und Braun hervor. Recht hübsch ausgeschmückt sind ferner die Kreuzschnäbel, vor allem der größte unter ihnen, der Kiefernkreuzschnabel oder Tannenpapagei. Bei ihm fällt an Kopf, Brust, Gurgel und Bauch ein lebhaftes Rot auf, das vorn in Menningrot hinüberwechselt. Daneben zeigen sich noch andere Farbtönungen. Aehnlich ist das Gefieder des Fichtenkreuzschnabels. Der kleinste unter unseren Kreuzschnäbeln, der Weißbindenkreuzschnabel, hat sich ein Gefieder zugelegt, in dem sich mehr ein Johannisbeerrot zeigt.

Ein hübscher Kerl ist der allgemein als dummer Vogel verschrieene Gimpel, der noch die Namen Domherr, Dompfaff und Pfäffchen trägt. Er zeigt auf seiner Unterseite ein lebhaftes Rot, das ins Weißliche übergeht. Vom Aschgrau des Rückens hebt sich das Dunkelschwarz des Oberkopfes und der Kehle sehr schön ab. Beim Wintergoldhähnchen oder Safrangoldhähnchen und beim Sommergoldhähnchen oder Feuerköpflein fällt besonders das feine Olivengrün des Gefieders auf; daneben kommen noch Orange, Schwarz, Gelb, Braun und Weiß hervor. Das Blaukehlchen fällt wegen seiner lasurblauen Kehle auf, der Blut- oder Rothänfling wegen seines karminroten Scheitels. Recht viele Farben trägt der Buchfink oder Edelfink im Gefieder. Schwarz, Schiefergrau, Rot, Dunkelbraun, Hellgelb, alle diese Farben lassen sich am Edelfink erkennen. Ebenfalls sehr hübsch ist die Blaumeise oder der Blaumüller. Die Oberseite dieses Vögelchens ist blaugrünlich, Kopf, Flügel und Schwanz sind schieferblau gefärbt. Außerdem ist die Blaumeise mit einem weißen Band auf dem Gefieder geschmückt. Bei der Aufzählung unserer schönsten Vögel dürfen nicht die Spechte fehlen. Die schönsten von ihnen sind der Große Buntspecht und der Kleine Buntspecht, auch Harlekin- und Zwergspecht genannt.

Der Pirol oder Pfingstvogel, auch als Goldamsel und Golddrossel bekannt, ist prächtig lichtorange gefärbt, weniger stark treten im Gefieder Schwarz und Gelb hervor. Die Blaumeise ist auf der Oberseite blaugrünlich, auf der Unterseite schwefelgelb. Schließlich muß noch der Eichelkräher oder Nußknacker zu unseren schönsten Vögeln gezählt werden. Bei ihm zeichnet sich besonders das Rotgrau des Körpers, der weiße Bürzel und das Schwarzblauweiß der Flügel aus.

Reich deutscher Sprache

Es gibt ein Reich, das überall,
Das keinen Rain noch Grenze kennt,
Das gleich den Wolken unter Gott
Und gleich der grünen Erde brennt.

Wo pflügst du, deutscher Bruder mein,
Wo folgt dein Schritt, wo weht dein Wind?
Wir alle, die vom gleichen Wort,
Sind deutsch, sind einer Heimat Kind."

O süße Sprache mein, o Lied
Des Volks aus tiefem Urbeginn,
O sel'ger Geist im Mutterlaut,
Die Welt wird dir ein Brudersinn.

Hans Friedrich Blunck.

Kleine boshafte Wahrheiten

Man wird alt, wenn man anfängt, sich jung zu fühlen.

*

Wenn eine Frau schöne Zähne hat, findet sie alles zum Lachen.

*

Man lobt den Koch und vergißt darüber den Ochsen, von dem das Fleisch stammt.

*

Es gibt Menschen, die sich nur wohlfühlen, wenn sie sich schlecht fühlen.

*

Beziehungen sind das, was man zu besitzen glaubt, ehe man versucht hat, es auszunützen.

Verantwortliche Schriftleitung: Eugen Leute, Ettlingen.
Druck: Buch- und Steindruckerei R. Barth, Ettlingen.

Breitenwang mit Gernspitze.
Holzschnitt vom Josef Lipp (Deike M).

Nikolaikirche in Stralsund.
Fritz Blümel (Deike M).

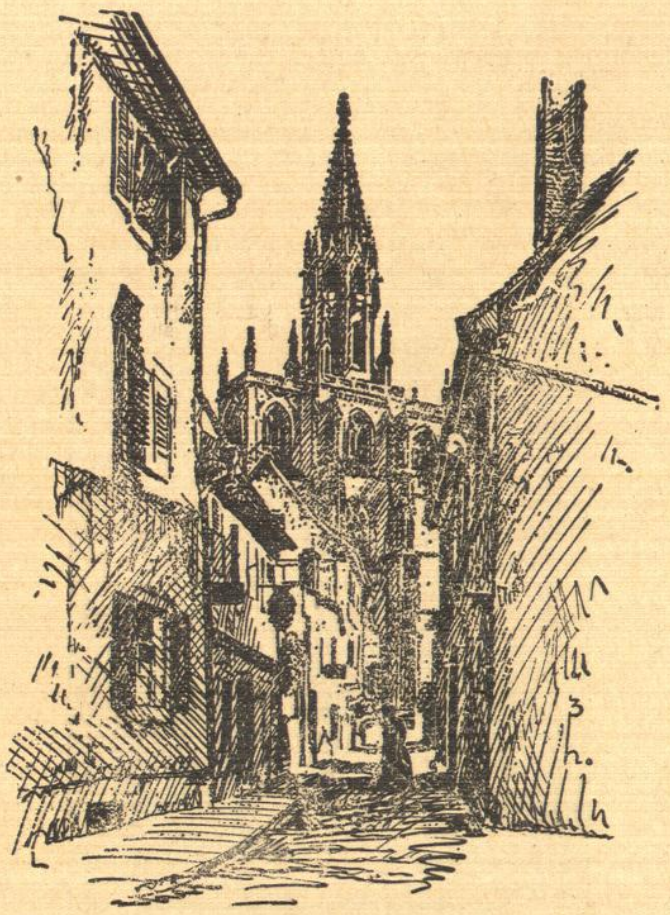
Herstelle a. d. Weser.
Federzeichnung v. Heinrich Kelp (Deike M).

Konstanz am Bodensee

Die alte Bodenseestadt Konstanz hat mehr Atmosphäre um sich, mehr von diesem schimmernden Ungreifbaren, als der erste Blick verrät. Da ist der See; er dringt förmlich in die Stadt herein, blau, leuchtend, umgürtet von Parkufern. Die satten Farben der Bucht haben jenen zauberhaften Glanz, der den Landschaften auf altmeisterlichen Bildern ihre träumerische Verklärtheit gibt. Am Seeufer steht das wuchtige Konzilhaus unter alten Bäumen. Stadteinwärts wächst aus der winkligen Enge alter Gassen das graue Münster des heiligen Bischofs Konrad und um die Kirche drängt sich das Labyrinth der Altstadt, das so voll köstlicher alter Dinge steckt. Es kann geschehen, daß man ganz unerwartet durch ein turmbewehrtes Tor in die breiteren Fluchten neuer Straßen tritt und dann plötzlich an der Schweizergrenze steht. Zwischen Rhein und Reichsgrenze in einen engen Raum hineingepreßt lebt die schöne, alte Bodenseestadt, die so glücklich aus der goldenen Mitte des Seelands aufgewachsen ist, daß ihre Bestimmung von Urzeiten an war: Herz des Kulturbeckens um den Bodensee zu sein.

Das war so vor tausend Jahren zur Zeit der Bischöfe, als die Reichsabteien Reichenau und St. Gallen noch blühten. Und später als die Wagen der Konstanzer Kaufherren über die Bündnerpässe nach Italien zogen, als die Konzilversammlung feierlich und prunkhaft in Konstanz tagte. Und es ist heute nicht anders. Gibt es noch irgendwo am See eine Stadt, die an vier Gewässer grenzt. Konstanzer Stadtgebiet liegt am Ueberlingersee, am Rhein und am Untersee. Daher dieser Reichtum von Landschaft, von den Mainaubuchten draußen beim Golfplatz bis hinunter ins Reichenauer Becken. Zwei Inseln gehören dazu, wenn man Stadt und Landschaft zusammen als Ganzes sieht und das Eichhorn, der bewaldete Sporn zwischen Ueberlingersee und Obersee, wo Seewind, Sonne, Wasser und Wald die vier großen Heiler ihre Elixiere brauen in tiefem stillen Frieden.

Ohne lange Spaziergänge entlang den Ufern entdeckt man Konstanz nicht. Von außen muß man die alte Seestadt sehen; vom Boot aus, hinter bauchigen Segeln vor, oder am Abend über den Rudern träumend, mitten in der goldschillernden Bucht, an deren Rand die Silhouette der Stadt schwarz in die feuerigen Himmel steigt. Andere ziehen die alten Weinstuben und einen Schoppen herbkräftigen Seewein vor und spitzen die Ohren beim herben Klang der Konstanzer Sprache, die eine Mischung aus schwäbischen und schweizerischen Dialekten ist.



Auf welche Weise man auch mit Konstanz vertraut wird, immer wird man die Stadt liebgewinnen, weil zwischen Münster und Grenze und See ihre alten Gassen und schattigen Parkufer umwittert sind von jenem feinen Hauch, in den die sonnige Gegenwart des Seelandes und der melancholische Traum versunkener Zeiten ihren ganzen Zauber hineingewoben haben.

Märchenhaft sind die Sommernächte am Bodensee, wenn nach strahlenden heißen Tagen kühle Schatten über die Wasser sinken und an den Ufern die Lichter aufblitzen. Um das Spiel des Lichts über den nachtdunklen Wassern zu zeigen, hat Konstanz entlang den Uferpromenaden Lichtketten aufgehängt. Vom Ende des Adolf Hitlerufers bis zur Rheinbrücke und der ganzen Seefront des Stadtgartens entlang ziehen diese Ketten und zeichnen in die Nacht die feingeschwungene Linie der Konstanzer Bucht. Mehr als 3000 Lampen werfen in die bewegten Wasser ihre zuckenden, funkelnden Reflexe und über dunkeln Baumgruppen steht strahlend das alte Münster vor dem dunklen Nachthimmel hinaufgezaubert. Es ist ein wirklicher Genuß, im kühlen Seewind auf den Uferbänken auszuruhen und dabei die lichtfunkelnden Wasser zu schauen und die Abendkonzerte am See zu hören.

Es gehört zu den besonderen Reizen für Kenner, eine Reiselandschaft mit dem Gaumen zu erforschen, all das zu kosten und zu ergründen, was nur sie allein auf die Tafel setzt. Für solche Entdeckungsfahrten ist der Bodensee wirkliches Neuland und das alte Konstanz ein sehr dankbares Gebiet. Es ist noch viel zu wenig bekannt, was der „Felchen nach Konstanzer Art" für eine prachtvolle Sache ist. Die Seeweine der Spitalkellerei geben dazu den herbkräftigen Hintergrund, besonders wenn man sie in einer der alten Weinstuben aufsucht, wo es sich so gemütlich sitzen und plaudern läßt. Zu den derben Gaumenfreuden gehört der „Konstanzer Schübling", eine bodenständige Wurstart, die heiß gegessen wird, die aber in Begleitung der zarten „Konstanzer Seelen", einer knusprigen Sorte Brötchen, durchaus nicht zu verachten ist.

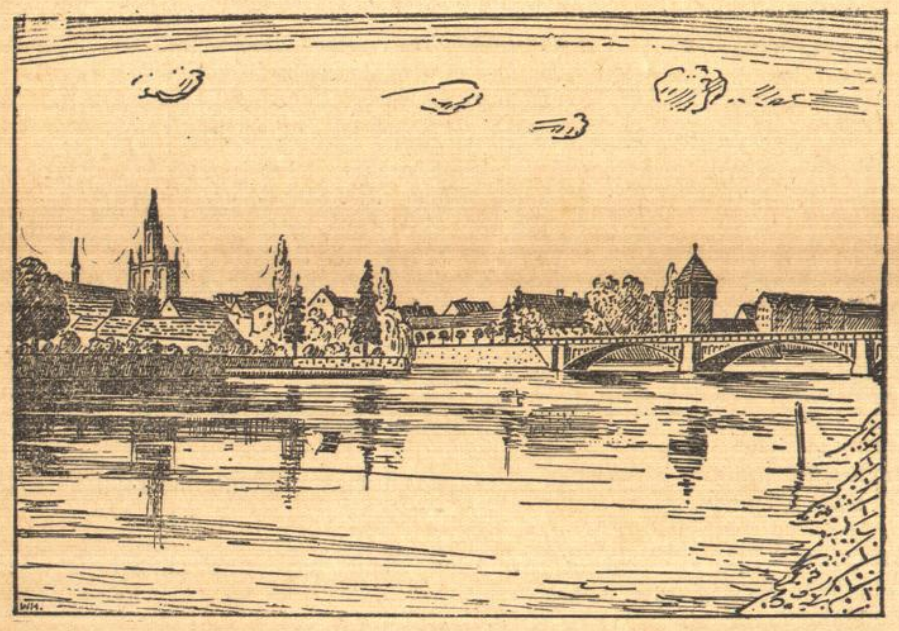
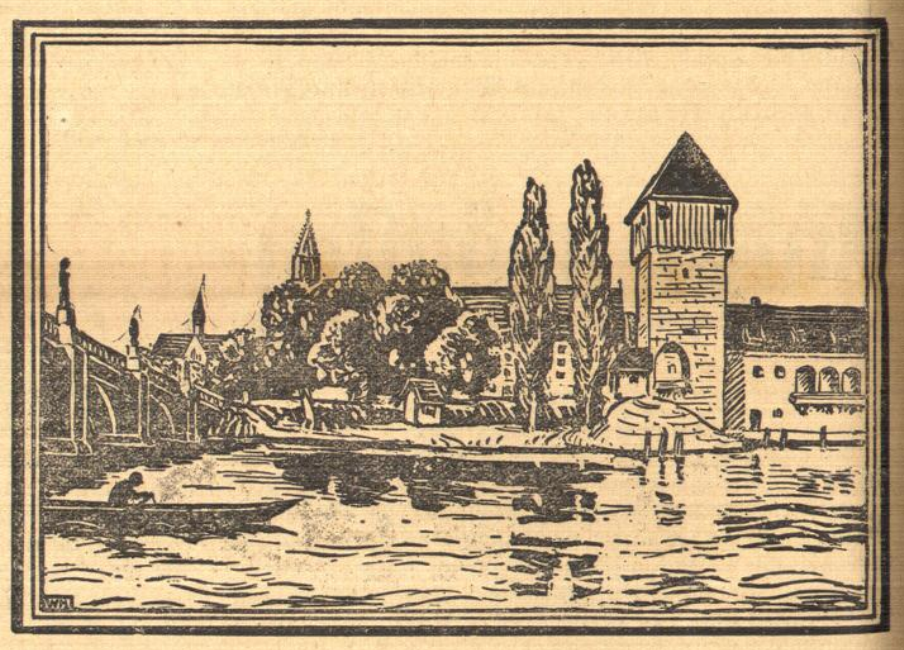


Bild oben:
Konstanz, Münster

Bild links:
Konstanz, Rheinbrücke

Bild rechts:
Konstanz, Rheintorturm

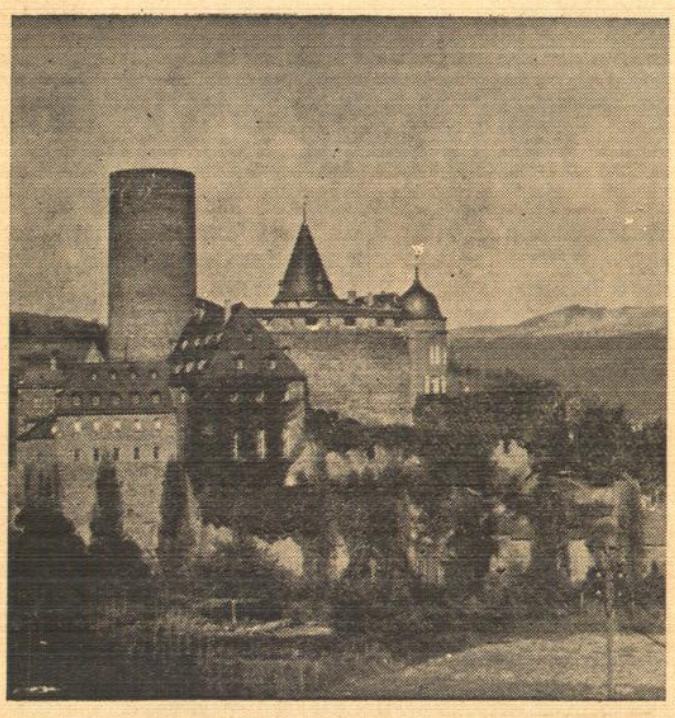
Aus dem Archiv des Verkehrsamtes der Kreishauptstadt Konstanz



Merkblatt der Natursteine Badens

(Herausgegeben vom Bad. Landesgewerbeamt.)

Die Verwendung von Natursteinen hat in den letzten Jahrzehnten in unserem an verschiedenartigen und brauchbaren Gesteinen so reichen Lande Baden stark abgenommen. Man hat infolge der in letzter Zeit aufgekommenen Schnell- und Billigbauweisen vielfach vergessen, welche Werte und Schönheit, welchen Nutzen und welche verschiedenartige Verwendbarkeit unser heimischer Naturstein besitzt. Um eine höhere Ausnützung der in den badischen Steinbrüchen brach liegenden Werte herbeizuführen, hat das Badische Landesgewerbeamt in Verbindung mit der Geologischen Landesanstalt in Freiburg i. Br. ein Merkblatt über die in Baden vorkommenden Arten von Naturstein herausgegeben. Dieses Merkblatt der Natursteine Badens gibt anhand einer Uebersichtskarte eingehend Aufschluß über Vorkommen und die Beschaffenheit der Steine sowie über ihre Verwendbarkeit an Bauwerken. Es zeigt, daß Baden für alle erdenklichen Anwendungsgebiete Steinmaterial aufweist, das in Gefüge, Aussehen und Widerstandsfähigkeit allen Anforderungen entspricht. Das Merkblatt kann jeder, den es angeht, vom **Badischen Landesgewerbeamt kostenlos** beziehen. Es wäre zu wünschen, daß Baumeister und Baubehörden sich wieder mehr unseres bewährten badischen Natursteins bedienten, für dessen Haltbarkeit und Schönheit die jahrhundertealten Bauten unserer Heimat sprechen und dessen große Wertschätzung auch im Ausland erwiesen ist. Im übrigen sei auf die vom Landesgewerbeamt gezeigte „Technische Sammlung" hingewiesen, welche Badens Natursteine in übersichtlicher Vorführung zur Schau bringt.



Die Genovevaburg in Mayen-Eifel.
Phot. Hallensleben, Köln.

In den Tagen vom 15. bis 20. Juli hielt der **Reichsverband der Deutschen Gebirgs- und Wandervereine,** der heute sämtliche deutschen Wandervereine mit 250 000 Mitgliedern umfaßt, in dem altertümlichen, gewerbefleißigen Städtchen Mayen in der Eifel seine Jahresversammlung, den 46. Deutschen Wandertag ab. 300 verdiente Wanderer erhielten den Ehrenbrief des Reichsverbandes und 12 weitere wurden mit der Ehrennadel des Reichsverbandes ausgezeichnet.

Botanisches Treppenrätsel.

1. Eine beliebte Gewürzpflanze.
2. Eine in den Tropen beheimatete Liliazee.
3. Wichtige heimatliche Nutzpflanze.
4. Kleeartige Futterpflanze.
5. Botanische Bezeichnung für Nußbaum.
6. Beliebte Gartenstaude.

Die Anfangsbuchstaben der wagrechten Reihen ergeben den Namen einer vornehmen Spätsommerpflanze.

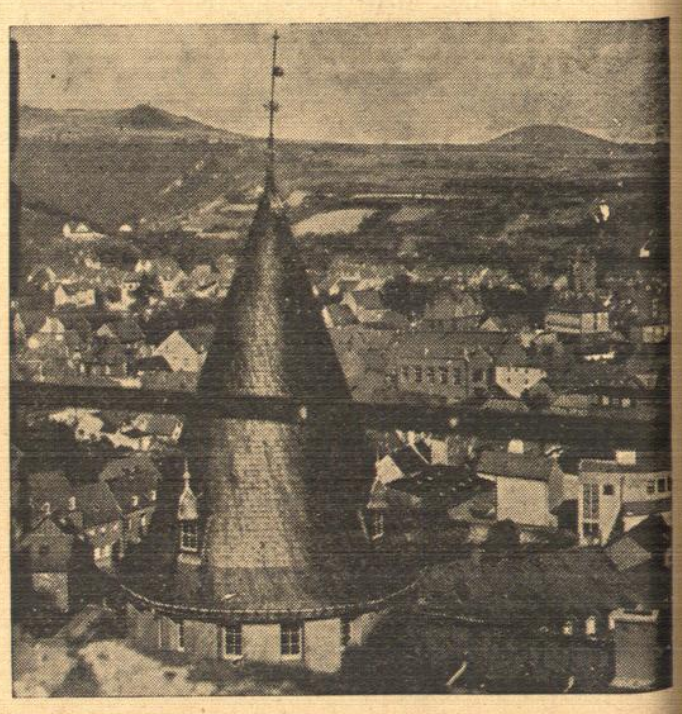
*

Lösungen, die bis Montag, 2. August, der Schriftleitung zugehen, werden in der nächster Nummer vermerkt.

Lösung des geographischen Rätsels von Nr. 10.

Essen. — Unterwalden. — Rheinfelden. — Olten. — Pilsen. — Aachen. — Europa.

Richtige Lösung ging ein von R. Schreiber, Ettlingen-Spinnerei.



Blick vom Goloturm der Genovevaburg in Mayen auf die Stadt und die Vulkanberge der Eifel. Photo: Hallensleben, Köln.